Beobachter 9/2016

TEXT: JESSICA KING FOTOS: MANUEL RICKENBACHER

ie beissen, schreien und treten. Schlagen auf Möbel ein, auf Wände und manchmal auf sich selbst. Oft, weil sie sich sonst kein Gehör verschaffen können. Weil sie gelernt haben, dass sie nur so Aufmerksamkeit erhalten. Meistens sind sie unfähig. ihre Anliegen verbal zu formulieren. Also werden sie laut. Oder kratzen sich das Gesicht blutig. Und wenn niemand mehr weiss, wie man mit ihnen umgehen soll, werden sie ratlos weitergereicht. Von Institution zu Institution. Und wenn sich gar niemand mehr zuständig fühlt, zurück nach Hause, zu den überforderten Eltern. Oder in die Psychiatrie, wo sie mit Medikamenten ruhiggestellt werden.

Das ist bis heute das übliche Verfahren für Menschen mit stark herausforderndem Verhalten. Das sind mehr, als man denkt: Zwischen 10 und 50 Prozent aller Bewohnerinnen und Bewohner in Heimen sind mindestens herausfordernd, sagt eine englische Studie. In der Schweiz wären das zwischen 2500 und 12 500 Personen. Seit rund fünf Jahren steht diesen «Schwierigen» nun immer öfter eine neue Möglichkeit offen: Spezialwohngruppen mit Intensivbetreuung.

«Er vergreift sich gern an Frauen»

Zum Beispiel in Königsfelden AG, auf dem Gelände der psychiatrischen Klinik. Seit September gibt es hier eine solche Wohngruppe. Betrieben wird sie von der Stiftung Faro, die Wohnund Arbeitsplätze für speziell Bedürftige anbietet. Im dunkelgrauen Betonbau mitten in der Parkanlage wohnen drei Männer und eine Frau zwischen 18 und 38 Jahren. Alle haben geistige Behinderungen, alle wurden wegen ihres Verhaltens bereits aus anderen Institutionen geschmissen.

Aber allen Vorurteilen zum Trotz ist die Stimmung an diesem Dienstagnachmittag friedlich. Marco* fläzt sich auf dem blauen Sofa, in Nachmittags-Soaps auf RTL vertieft. Vom Esstisch aus beäugt Philipp* neugierig die Gäste. Als er aufstehen will, um näher zu kommen, stellt sich sofort ein Betreuer mit ausgebreiteten Armen dazwischen und bringt ihn in den kleinen Vorhof, wo er den Betonboden zu fegen beginnt. «Philipp vergreift sich gern an Frauen», erklärt Wohngruppenleiterin Christine Seiler. «Auch an Frauen, die er nicht gut kennt.» Der junge Mann war wegen sexueller Belästigung verurteilt worden, die Gefängnisstrafe wurde aber zugunsten einer stationären Massnahme in Königsfelden aufgeschoben. Hier wird er eng begleitet und lernt so allmählich, an welche Grenzen er sich halten muss.

Ein Zimmer, nicht ein Käfig

Auf den ersten Blick ist das Wohnheim Sternbild nichts Besonderes. Modernes Interieur, gemütliche Sitzecke, grosser Fernseher - es könnte eine WG für gut betuchte Studenten sein. Ausser, dass es zitronig frisch nach Putzmittel riecht. Dann fallen Details auf. Zwischen Küche und Wohnzimmer verhindert eine dicke Glasscheibe, dass Bewohner an die heissen Herdplatten gelangen. Das ist vor allem für Marco hilfreich. Er ist stark fixiert aufs Essen, in anderen Wohnheimen hat er zwanghaft an Pfannen und Töpfen gerochen. Im Essraum steht ein kleiner Holztisch einsam abseits. Die einzige weibliche Bewohnerin, Karin*, wird schnell hibbelig, wenn sie am gleichen Tisch mit den anderen essen muss.

Im Obergeschoss wird der Unterschied zu einer normalen Institution deutlicher. Hier liegt Yanis* in seinem Einzelzimmer im Bett und spielt mit einer rot-weissen Plastikkette. Immer wieder wirbelt er sie in der Luft herum, wickelt sie um den Arm, lässt sie auf den Boden klatschen. Dabei stöhnt er laut und krümmt sich, als ob ihn der Bauch schmerze. Christine Seiler beruhigt: Yanis spreche nicht, das seien seine normalen Geräusche.

In Yanis' Zimmer ist das Radio mit robustem Klebeband an der Wand fixiert, der Schrank angeschraubt. Bilder



«Wir wollen unbedingt vermeiden, dass wir Leute ans Bett binden müssen.»

Dani Hohler, Geschäftsführer der Betreuungsstiftung Faro



Wie in einer grossen Familie: Einsatzplan der Betreuer im Wohnheim Sternbild

*Name geändert

42 **Beobachter** 9/2016



Die Zimmer sind zum Schutz der Bewohner sehr karg eingerichtet.



Sicherheit auch hier: Die Küche ist durch eine dicke Glasscheibe abgetrennt.

gibt es nicht. Alle Einzelzimmer sind nicht nur mit einer normalen, sondern auch mit einer Kontakttür abgesichert, eine dicke Holztür mit oval geschwungenen Löchern. Man kann sie schliessen, ohne das Zimmer gleich in einen Käfig zu verwandeln. «Sobald eine Situation eskaliert, bringen die Betreuer die Bewohner ins Zimmer, damit sie sich erholen können», sagt Christine Seiler. Der grosse Vorteil: Wegen der Kontakttüren müssen die Bewohner nicht mehr ans Bett gebunden werden. Die Betreuer können durch die Löcher mit ihnen reden und kontrollieren, ob sie wieder ruhiger werden.

Ganz, ganz ruhig bleiben

Über den Zimmertüren sind mehrfarbige Lampen angebracht. Besonders wichtig ist die rote. Sie ist mit einer internen Alarmanlage verkabelt. Wenn ein Bewohner in eine Krise schlittert und die Betreuer die Lage nicht mehr im Griff haben, können sie per Knopfdruck um Hilfe rufen. Die Lampe leuchtet dann auf, und alle Angestellten in der Nähe, die nicht dringend beschäftigt sind, sprinten so schnell es geht in die Spezialwohngruppe. «Zu Beginn hatten wir viele Fehlalarme, weil die Bewohner nichtsahnend die Knöpfe drückten», sagt Seiler.

Richtige Alarmzustände gibt es wenige. Im Schnitt einen pro Woche. Das liegt vor allem am Personal. «Wir sind ein Team, das keine Angst hat», fasst Sozialpädagogin Susanna Mosimann zusammen. Man lebe damit, dass man vielleicht einen blauen Fleck einfange oder an den Haaren gerissen werde. «Aber auch wenn uns jemand vor dem Gesicht herumfuchtelt, stehen wir ruhig und gelassen da und denken: «Der Bewohner will nichts Böses. Er will einfach etwas sagen, und wir müssen lernen, ihn zu verstehen.»»

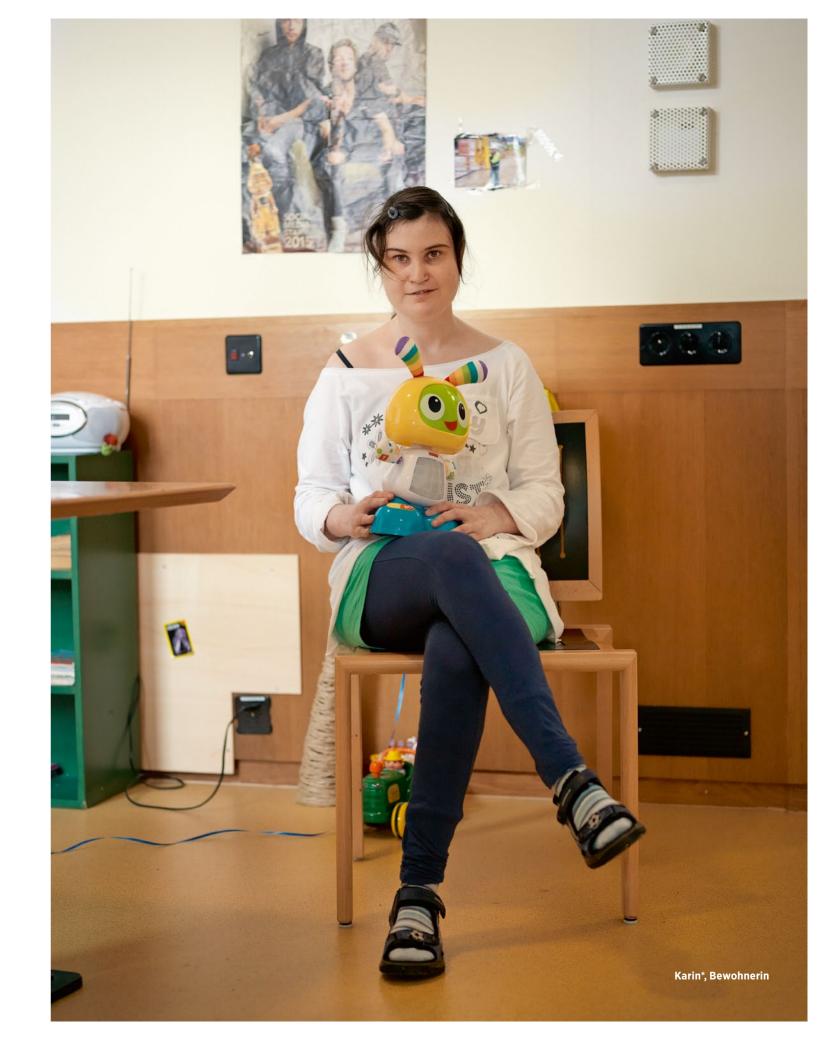
Hinter dem herausfordernden Verhalten steckt meist ein Problem, das die Person nicht mündlich ausdrücken kann. Hunger. Kopfschmerzen. Ein zu lautes Geräusch, zu viel Nähe. Einsamkeit. «Ein Bewohner hat sich die

Beine aufgekratzt, weil er starke Verdauungsprobleme hatte, die man lange nicht bemerkte», sagt Mosimann.

Die Betreuer sind darin geschult, solche versteckten Bedürfnisse so früh wie möglich zu erkennen. «Wir wollen möglichst wenig Zwang anwenden – niemanden einsperren, keine Zwangsmedikation», erklärt Mosimann. Keine Selbstverständlichkeit. In den über 20 Jahren, in denen die Sozialpädagogin in anderen Wohngruppen arbeitete, musste sie oft auf Beruhigungsspritzen als letzten Ausweg setzen. Ein normaler Alltag, sagt sie, war ohne Medikamente gar nicht möglich.

Kurz vor Ende des Besuchs die einzige heikle Situation. Marco möchte aufs WC, doch die Tür ist abgeschlossen. Nach mehreren erfolglosen Versuchen stöhnt er, dreht sich um, baut sich vor einem Betreuer auf, der die Szene aus dem Augenwinkel beobachtet hat. Seelenruhig nimmt er den Schlüssel, öffnet die Tür. Marco entspannt sich sichtlich, verschwindet schnell. «Man muss gut beobachten, um alle Signale zu lesen und richtig zu interpretieren», sagt Christine Seiler. Auch weit subtilere. «Manchmal sind es errötete Wangen oder eine schnelle Handbewegung.»

Am schlimmsten für die Betreuer ist Gewalt, die Bewohner gegen sich selbst richten. Wenn jemand den Kopf gegen die Wand schlägt oder sich in den Arm beisst. «Das sind Momente der Hilflosigkeit, die schwer auszuhalten sind», sagt Mosimann. Besonders bei Selbstverletzungen stellt sich die Frage, ob Zwang nicht besser wäre. Man hat Bewohnern schon Stulpen angezogen, um das Kratzen zu verhindern. Oder Helme, damit sie nicht mit dem Kopf gegen die Wand gingen. «In solchen Momenten entscheiden wir, dass wir diese Selbstverletzungen nicht mehr zulassen. Dadurch geben wir den Bewohnern aber auch Freiheit zurück», sagt Dani Hohler, Geschäftsführer der Stiftung Faro. Ohne sanftere Zwangsmassnahmen könnte man die Person nämlich irgendwann nur





noch an Händen und Füssen an ein Bett binden. «Und das wollen wir unbedingt vermeiden.»

«Wir stellen ihn in eine Ecke»

Der Umgang mit Zwang ist ein heikles Thema. Die Forscherinnen Stefania Calabrese von der Hochschule Luzern und Eva Büschi von der Fachhochschule Nordwestschweiz haben während ihrer letzten Untersuchung immer wieder von problematischen Szenen gehört. «Betreuer haben erzählt: «Wenn er schwierig wird, stellen wir ihn in eine Ecke, arretieren den Rollstuhl oder schliessen ihn ein», sagt Büschi. Mit dem neuen Erwachsenenschutzrecht müssen die Betreuer zwar iede Massnahme, ihre Dauer und ihren Zweck protokollieren. Dennoch würden repressive Massnahmen nicht immer nachbesprochen und kritisch reflektiert. Wenn Betreuer Zwang anwenden, wird das Verhalten der Bewohner aber oft noch herausfordernder, mahnen Calabrese und Büschi weil sie sich unverstanden fühlen.

Eine weitere Gefahr sei, dass man schwierige Bewohner in Sondergrup-

Die Betreuung ist teurer

Im Aargau gibt es zwölf Wohn-

plätze für Leute mit stark heraus-

forderndem Verhalten, ab Mitte Jahr werden es 16 sein. Zahlen für die gesamte Schweiz sind nicht erhältlich. «Intensivwohngruppen sind ein iunges Konzept, das sich in einer Pionierphase befindet», sagt Sascha Giger-Dubach, Mediensprecherin des Kantons Aargau. «Der Bedarf wird intensiv beobachtet.» Entsprechende Plätze werden vom Kanton gesprochen und sind teuer - im Aargau kosten sie aufgrund der Eins-zu-eins-Betreuung dreimal so viel wie in einem normalen Wohnheim. Für die Infrastruktur in der Wohngruppe Sternbild wurden mehr als 400 000 Franken investiert.

pen abschiebe und sie über Jahre dort belasse. «Eigentlich sollten sie mit der intensiven Betreuung wieder Vertrauen in die Institutionen schöpfen und Verhaltensweisen lernen, die einen normalen Heimplatz ermöglichen», sagt Calabrese. Wenn jemand in der Sonderbetreuung bleibt, ohne Hoffnung auf einen normalen Heimplatz, gebe man die Person auf. «Dann wird die Sondergruppe zur Endstation.»

Als Endstation ist die Spezialwohngruppe der Stiftung Faro nicht gedacht. «Die Bewohner sollen wieder in einem Beschäftigungsatelier arbeiten und in ein normales Wohnheim integriert werden können», sagt Geschäftsführer Dani Hohler. In dem halben Jahr, seit die Bewohner hier leben, hätten sie sich schon deutlich stabilisiert.

Das merken auch die Angehörigen. Marcos Schwester Carmen* lobt, ihr Bruder sei im Wohnheim aufgeblüht. Er brauche weniger oft Fäuste und Zähne, und er sei berechenbarer geworden. «Früher wussten wir nie, ob er plötzlich ausrastet», erklärt sie. «Aber jetzt merkt mein Bruder, dass er ernst genommen wird.»